

Peter Scholl-Latour (D, 2017)

Penguin, 2. Auflage 2017

Mein Leben

Gelesen mit dem Literaturkreis Hopsten



Schade, dass dieser kluge und so ungeheuer viel wissende Mensch so spät angefangen hat, seine Erinnerungen zu schreiben. So bricht das unvollendete Buch etwa mit dem Tod de Gaulles (dessen Anhänger er war) ab und man findet viele Schlaglichter aber nirgends wirklich historische Darstellungen. Gut, dass er auf private Enthüllungen verzichtet, schlecht, dass so sein Eintritt zum französischen Fremdenkorps Anfang der 50er so nicht ansatzweise nachvollziehbar erscheint.

Elsässer Eltern, Erziehung bei Schweizer Jesuiten, Grundlagen seiner Frankophonie, und ein weitestgehend glückliches Steuern durch die Nazidiktatur des 1924 Geborenen prägen den Beginn. Indochina Erfahrungen als Soldat im franz. Kolonialkrieg (extrem nüchtern geschildert), Doktor an der Sorbonne, Journalist, Diplom in Arabistik in Beirut und damit Islamkenner- so lesen sich

Grundsteine seiner Multikulturalität. Sein mehr als Sprachverstehen des deutschen, französischen (+asiatischen) und des arabischen Sprachraums. Auf welcher wirtschaftlichen Grundlage das alles geschieht, erfahren wir nicht, ebenso wie man Anzeichen von Selbstkritik bei diesem sehr von sich selbst überzeugten Menschen vergeblich sucht, auch nicht bei seinen Berufsanfängen beim französ. Geheimdienst.

Dafür ist das Buch ein meist spannendes Kaleidoskop der Nachkriegsgeschichte: Dien Bien Phu + die grenzenlose Torheit der Regierenden, was der italienische Geheimdienst im Nahen Osten säte, warum man europäische Politikmodelle nicht dorthin übertragen sollte, Diskussion um die arabische Wiedergeburt, der kolonialistische Suez-Krieg, die Millionen Toten des Algerienkriegs Frankreich, der Terror der OAS. Leider geht oft eine geschichtsschreibende Linie in der Welle der Details verloren. Das geht weiter mit den Kriegen im Kongo und Sierra Leone, wo es im Kern um Profite der Diamantgesellschaften geht. Oder wie die USA im Hintergrund des afrikanischen Chaos die Fäden ziehen, um Firmen zur Rostoffausbeute gründen zu können. Wobei ein nach Unabhängigkeit strebender Politiker Lumumba dem belgischen Kolonialregime und der CIA zum Opfer fiel.

Unangenehm feuilletonistisch-armselig aber seine Texte zum Mai 68 in Frankreich, diesen Mai hat er nicht verstanden, oder will ihn nicht verstehen, als bekennender Gaullist ?

Treffend wiederum seine Einschätzung, dass Portugal ein Nichts ist ohne seine Kolonien und sich damit direkt in die Nelkenrevolution von 1974 bewegt.

Ein Buch, dass vom ungeheuren und unangepassten Wissen Scholl-Latours zeugt, was in seinen Büchern aber meist besser beleuchtet wird. Ein Buch, was nur knapp zeigt, wie intensiv er sich in seine Interviewpartner hineindenken konnte und für einen selten gewordenen echten Journalismus sorgte. Ein meist spannendes Werk, dass an den Verlust erinnert, den wir mit dem Tod dieses klugen, wissenden, unangepassten Denkers und Journalisten verzeichnen.

Interessante und meist spannende Lektüre

ssaMario Vargas Losa (ES, 1973)

Suhrkamp Taschenbuch, 12. Auflage 2015

Der Hauptmann und das Frauenbataillon

Gelesen mit dem Literaturkreis Hopsten



Ein Hauptmann, der im höheren Auftrag ein Armeepuff einrichtet, damit die Vergewaltigungen ringsum die Garnison aufhören - das kann man wohl nur in Macho-Amerika schreiben. Eine ziemlich überdrehte Geschichte mit mancher Komik, aber auch viel langweiligem Geschwätz. Sehr aus der Männer- und Machoperspektive geschrieben und leider eine sehr große Verharmlosung der Prostitution. Der mitunter vorhandene Witz trägt auf die Dauer auch nicht. Schreiben kann Vargas, aber mich hat in dem Buch nichts berührt, nett aber eher langweilig; Vargas „Palomino Molero“ war deutlich besser. Ausgesprochen nervtötend in diesem Buch die fehlende Trennung der Erzählstränge bzw. Kapitel. Das Ganze ist vielleicht für Barras-Fans interessant, weil Teile als Militär-Rapporte verfasst sind; ansonsten gibts erheblich bessere Unterhaltung anderswo.

verzichtbar

Wir sind die Guten

Unter diesem Namen gibt es aktuell gleich zwei Buchtitel: Da ist zum Einen der unfassbar schlechte Versuch einer Dora Heldt so etwas ähnliches wie einen (Sylt-)Krimi zusammen zu stoppeln - einfach grauenhaft. In der hölzernen Sprache eines Unterprimaners werden extrem langweilig uninteressante und blödsinnige Beziehungsgeschichten dahin geschrieben. Weil es auch Tote gibt, wird das zum Krimi erklärt. Das dümmste Buch, das ich dieses Jahr schneller zuge schlagen, als aufgeklappt habe; deswegen auch ohne Titelbild....

Eine Kollegin in unserem Literaturclub hatte nicht genau bei der Nennung von Titel und Autor hingehört und bekam statt des Heldt-Machwerks in der Buchhandlung das ebenfalls unter dem Titel „Wir sind die Guten“ erschienene Sachbuch von Mathias Broeckers und Paul Schreyer über die Manipulation der öffentlichen Meinung in der Ukraine-Krise und der Dämonisierung Russlands. Glück gehabt, das Geld sinnvoll investiert!

PS: Die Kollegin war von Broeckers/Schreyer angetan und empfiehlt es weiter - ich auch, Rezension kommt noch.

Treichel-Verriss

Unter dem Titel „Endlich Berliner“ liefert der Ostwestfale Hans-Ulrich Treichel ein ziemlich dummes von Klischees durchsetztes Gesabbel, gemischt mit schlechter Lyrik, über sein Werden als „Berliner“ ab. Und schreibt so gut wie nichts Sinnvolles oder gar Neues über die Stadt. Aus der meine Eltern kommen und in der ich 34 Jahre gelebt habe, dort sagte man über Leute wie Treichel: „Die(se) Wessis) haben uns gerade noch gefehlt.“ Das gilt in noch höherem Maße für den reichlich wirren und noch langweiligeren „Grunewaldsee“ - enorm, was man heutzutage unter dem Etikett „Berlin“ alles verkaufen kann.

Georgi Wladimow (RU, 1997)
Weltbild, nach Volk&Welt, 1997

Der General und seine Armee
Antiquariat Marten, Schönhauser Arcaden, Berlin



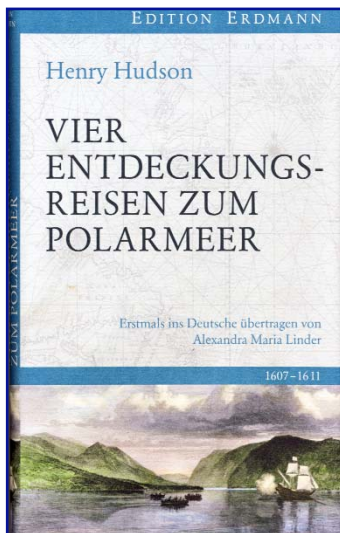
Es brauchte wohl 50 Jahre und das Ende der Sowjetunion, um das Bild des 2. Weltkriegs aus russischer Sicht so gegen den Strich zu bürsten; noch deutlich schärfer als z.B. bei Granin („Mein Leutnant“). Dies gelingt Wladimow anhand der Geschichte eines fiktiven Sowjetgenerals geradezu packend ! Wobei m.E. diese philosophisch-psychologische Betrachtungsweise dieses Krieges durch div. Generäle ihre Grenzen hat. Meisterhaft und dennoch für mich unglaublich die vermuteten Reflexionen des Nazi-Generals Guderian in seinem Quartier in Jasnaja Poljana (Tolstojs Gut). Dennoch, sein Sinnieren über die russische Weite, die Seele des Landes verknüpft mit Tolstojs Krieg und Frieden - das hat etwas. Sehr gut, wie die widerliche Krake Berija&Co charakterisiert wird, wie „Smersch“ (KGB Spionageabwehr) mit seiner Art, überall Volksfeinde zu wittern (seit Stalins Aufstieg der widerwärtigste Zug des sowjetischen Systems), die halbe Umgebung des sowj. Generals zu

Spionen macht, nur entsetzlich wirkt. Interessant die Reihe des Autors: Stalin-Chrustschow-Breschnew, die letzten beiden Ukrainer. Befremdet hat mich der Ansatz Feldzüge und Operationen der roten Armee als Ergebnisse persönlicher Fehden darzustellen, das hieße, deren Einfluss zu überhöhen. - Wirklich sehr gut, die Reflexionen über den von Stalin/Berija ermordeten Marschall Tuchatschewski (der Stalins Position gefährdend konnte) und den geradezu in die KGB Falle gelockte überaus populäre Fernost-Marschall Blücher. M.E. fraglich, ob die Klagen über die Brutalität der Sperrabteilungen und Kriegsgerichte der Roten Armee so richtig sind. Viel differenzierter erscheint das Urteil über Marschall Shukow, „Er war so gross, weil er den Satz „Es tut mir leid“ nicht kannte. - Bemerkenswert der Dialog des Roman-Generals im KGB Gefängnis, wo er seinen Mitinsassen fragt, ob es dem KGB nicht genügen sollte, einen einzigen umzubringen und damit Tausende das Fürchten zu lehren. Er erhält zur Antwort, dass die Menschen kaum Lehren aus der Geschichte ziehen und man ihnen Lehren immer wieder einbleuen müsse. Das Buch ist auch ein gutes Stück Abrechnung mit den Untaten der GPU, die doppelt unheimliche Macht des NKWD, (Sargnagel der UdSSR), das ist ein mitnichten abgeschlossener Prozess. Dazu gehört die Einordnung von Stalin als Ignorant und Deserteur, der (im Juno ´41) „ganze 11 Tage das Kommando niedergelegt hatte.“ So wird auch die andere (als die bisher offizielle) Geschichte der Einkreisten und Zurückgegangenen erzählt, und differenziert auf die komplizierte Geschichte der Wlassow-Armee (Überläufer) eingegangen, die ´41 zu den Rettern von Moskau gehörte. Aufräumen mit sowjet. Legenden heißt z.B. „Wie die Zündkapsel in einer Granate bestand aber nur ein kleiner Teil der Armee aus solchen Leuten, die gerne kämpften. Ohne sie hätte der Krieg nicht länger als 3 Tage gedauert.“ Und symptomatisch traurig das Fazit des alten Sowjet-Generals am ehemaligen Kriegsschauplätzen: „Nichts haben wir verändert, nur wir selbst haben uns verändert.“

Nachdenklich, philosophisch und psychologisch, spannend, das Beste, was ich seit langem aus russischer Sicht über den 2. Weltkrieg gelesen habe: **Hochinteressant!**

Henry Hudson (GB, 1607-1611)
Edition Erdmann, 2016

Vier Entdeckungsreisen zum Polarmeer
Aus dem Shop des maritimen Museums Hamburg



Das ist ein sorgfältig von Andreas Obenaus editiertes Buch aus der Reihe „Die 100 bedeutendsten Entdecker“. In dessen Rahmen die Originaltexte des im Auftrage „ehrbarer Kaufleute“ handelnden britischen Seefahrers Hudson erstmals ins Deutsche übertragen wurden, von Alexandra Maria Lindner. Wenn man heute schon nichts Neues mehr im Polarmeer entdecken kann, so doch immerhin Texte dazu...

Hier lohnt es auch die Einleitung zu lesen, die resümiert, dass Hudson es in nur vier Jahren geschafft hat zu zeigen, dass es keine Nord-Passage nach Asien gibt. Nach Henry Hudson ist nicht nur die riesige Hudson Bay in Kanada, (Pelze, Gold) benannt, er erforschte auch den Hudson River, wo „Neu-Amsterdam“ gegründet wurde, das heutige New York. Verblüffend sind seine völlig unaufgeregten Reisebeschreibungen, selbst wenn klar ist, dass er definitiv der Erst-Entdecker ist, so bei Orten auf Spitzbergen, oder (2. Reise) auf Nowaja Semjla. Ähnliches gilt, wenn er über Erkrankungen in der Mannschaft spricht, oder darüber, dass zwei Seejungfrauen gesehen wurde. Selbst als klar wird, dass sie keine neue Asien-Passage gefunden haben, sondern die riesige Halbinsel Nowaja Semjla, bleibt dieser verblüffend nüchterne Ton. Auf der 3. Reise (1609) wird die erste Beobachtung von Sonnenflecken (leider ohne Teleskop) notiert, Kabeljau und Hummer gefangen, Eingeborene getroffen und sie - aus lauter Misstrauen - beraubt. Beim Befahren des Hudson (Landgang bei Coney Island) treten unterschiedliche Haltungen in der Crew zutage: Freundschaft und Handel, aber auch Feindschaft und Kämpfe, dies auch in einer Gegend, die auf indianisch „Manna-hata“ hieß - das heutige Manhattan.

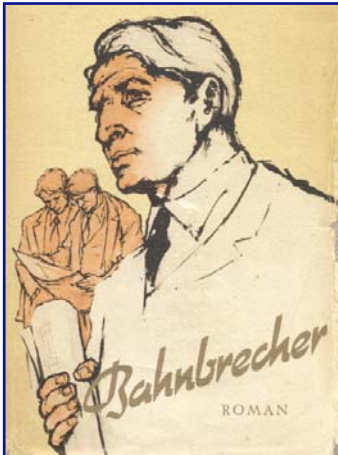
Die vierte Reise führt zwischen Baffin Insel und Labrador und in die Hudson Bay, wo es Schwierigkeiten mit der Mannschaft gibt, denen die Motivation eines Hudson und seiner Auftraggeber (Kaufleute auf der Suche nach Handelsgründen und -wegen) fehlte. Das mündet in eine Meuterei, Skorbut, Kranke, Tote, eine Anlandung, Überwintern im hohen Norden und unter allergrößten Entbehrungen gerade noch eine Rückreise, wo sie es - knapp am Hungertod vorbei - eben noch bis Irland schafften. Hier sind die Berichte abweichend, nach einer anderen Quelle wurden alle Offiziere mitsamt dem Käpt'n ausgesetzt.

Eine interessante kleine Literaturliste und zwei Karten im Einband vervollständigen dieses nette Stück „Abenteuerliteratur“. Das zwar locker zu lesen war, dennoch insgesamt etwas unbefriedigend wirkte und vielleicht noch etwas mehr editorischen Rahmen hätte vertragen können.

Netter Abenteuerschmöker

Daniil Granin (UdSSR, 1955)
Dietz Verlag Berlin, DDR, 1959

Bahnbrecher
Antiquarisch via ZVAB



Der Tod des Autors in diesem Jahr, war für mich Anlass, einen „Konvulut“ seiner Werke beim ZVAB zu bestellen. Ich bekam eine Riesenauswahl von Werken Granins, die auch in Exemplaren der DDR-Zeitschrift „Das Magazin“ (die „Bückware“ mit den Nackten) bzw. der Zeitschrift „Sowjet-Literatur“ in Moskau (hier die deutschen Ausgaben) veröffentlicht wurden. Granin, der 2014 im Deutschen Bundestag sprach, galt immer als unangepasster, äußerst kritischer Schriftsteller, was ihn in der DDR sehr beliebt machte (vgl. „Gelesen im Mai 2016“). - So handelt der „Bahnbrecher“ (Granins erster großer Roman, Originaltitel „Die, die suchen“), eben zuerst in der „Sowjet-Literatur“ veröffentlicht, von einem Elektro-Ingenieur Andrej (das war Granin selbst von der Ausbildung), der gegen althergebrachten Trott, Besitzstanddenken und die träge Bürokratie an seiner Idee festhält, ein neues radargestütztes System zu entwickeln, mit dem das Aufspüren von Leitungsstörungen revolutioniert würde. Was er sogar gegen eine verlogene professorale Autorität der Akademie durchsetzen muss. - Mit wenigen Federstrichen versetzt Granin den Leser in einen Kosmos des Kraftwerks, der Laboranten, der technischen Abteilung, der Menschen und ihrer Beziehungen untereinander, menschlich-realistisch (kein „sozialistischer Realismus“). Wobei manches noch eckig, unfertig wirkt. Granin, der noch mit 94 Jahren schrieb, war hier erst 37.

Die Geradlinigkeit des jungen Ingenieurs macht auch vor einem seiner einstmalen besten Freunde nicht halt, der, selbst technisch unfähig, als Bürokrat allem Neuen feindlich gegenüber steht. Eine Konfliktlinie lautet: Soll man in der Abteilung mit einfachen Reparaturen viel Geld verdienen, oder den Verdienst (vorübergehend) der Innovations-Entwicklung zugunsten zurückstellen? Ein typisches Problem der (sowjet.) Planwirtschaft übrigens, dem sich dieses Buch zentral widmet, genauso wie die Tendenz vieler, auf der Arbeit eine möglichst ruhige Kugel zu schieben, möglichst viel abzustauben und sich ansonsten der Vetternwirtschaft und der „privaten Wirtschaft“ zu widmen; was in der DDR unter dem Spruch bekannt war: „Freitag ab eins, macht jeder seins.“

Im „Bahnbrecher“ erlebt man hautnah, wie kurzsichtige Funktionäre Innovationen um kurzfristiger Vorteile willen nach Kräften behindern („bloß nix riskieren“) und Visionäre wie den jungen Andrej mit Hinterlist zu blockieren versuchen, wogegen sich der mit Hilfe eines aufrechten Parteifunktionärs, des Werkleiters, aber auch einer an seiner Entwicklung interessierten Armee zur Wehr zu setzen versucht. Seine Gegner zeigen mitunter Einsicht, ohne sich aus ihrer Rolle lösen zu können: „*Sie haben Recht, .. Ich bin ein Leisetreter und habe kein Rückgrat. Aber von meiner Sorte gibt es viele, .. ja, sehr viele.*“ - Die „Leisetreter“ verhindern sogar das Erscheinen eines Artikels Andrej in einer wissenschaftlichen Zeitschrift, in der er die theoretische Fundierung seiner Entwicklung darlegt. - Wieviele Lichtjahre dieses sowjetische Leben (der Roman dürfte in den Fünfziger Jahren des 20. Jhdts. spielen) von unserer „westlichen“ Realität heute entfernt war, kommt in einem Passus zum Ausdruck, wo Andrej

eine andere Werksabteilung um eine kleine Zeichnung als Hilfestellung bittet, deren Leiter Smorodin, das aber nicht unengeltlich tun will : „Ihre Zukunft, Smorodin, macht mir ebenfalls Sorgen. Das eigene Wissen als Einnahmequelle betrachten....“ Andrejs Nasenflügel bebten angewidert.“

Wieso Entgelt, fragt er sich, wenn wir doch eigentlich alle am gleichen Ziel arbeiten, wieso damit „schachern“ ?

Nicht vergessen wird - neben der Schönheit eines „Elektroberufs“ und dem Leid und Glück von Forschern - auch die persönliche Entwicklung des jungen „Bahnbrechers“, der noch lernen muss, ein Labor zu leiten, mit Mitarbeitern umzugehen, eine passende Gefährtin zu finden, zum Vorgesetzten zu reifen. Seine Liebesgeschichte mit der Zufallsbekanntschaft Marina überzeugt nicht ganz, aber wie Andrejs konsequente Arbeitshaltung mit seinen privaten Sorgen verknüpft wird - Respekt.

Hier merkt man schon eine manchmal holzschnittartige Unfertigkeit des Autors, ohne dass es je peinlich wird.

Granin greift immer wieder Facetten eines untauglichen (sowjetischen) Wirtschaftssystems auf, wo immer wieder Neuigkeiten nicht genutzt, ihr Einsatz nicht voran getrieben wird, einfach weil es unbequem ist, seinen Lohn, das Gehalt bekommt man ja so auch; eine grundlegende Schwäche der Wirtschaft der SU und der DDR. Sawin, seines Zeichens mittlerer KPdSU Funktionär dazu: „Die besten Schöpfer sind oft zu zurückhaltend. um sich gegen die Schwätzer durchzusetzen.“ Und bestechend die Einschätzung eines besonders raffinierten, alle Innovation abwehrenden Dogmatikers: „...Äußerlich scheint alles in Ordnung zu sein... In Wirklichkeit aber ist das Gier nach Macht. Das hat Potapenko verdorben. Ehrgeiz, Strebertum. Woher kommt das nur?“ - Welch eine Metapher für machtgierige selbstsüchtige, aber eigentlich unfähige Bürokraten, die so kennzeichnend für negative Seiten des sowjetischen System waren.

Granin wählt ein ziemlich krachendes Ende seines Buchs, in einer Sitzung des entscheidenden Parteikomitees erfolgt geradezu ein Aufstand gegen die (herkömmliche) Sitzungsleitung. Dr Vorwurf des Verstoßes gegen das Prinzip der kollektiven Leitung, ein Aufstand gegen die, die alles für sich missbrauchen, die alles kaputt machen. Und bringt noch Spannung hinein, weil das neue Suchgerät zunächst scheinbar versagt - in Wirklichkeit aber noch mehr leistet als erwartet. - Sehr zu schätzen bei der Personenvielfalt und der Variabilität des russischen Namensgebrauchs ist auch ein eingelegtes Personenverzeichnis, heute unter dem Diktat der Profitabilität kaum mehr anzutreffendes Literatur-Gimmick.

Granin zeigt sich mit seiner realitätsnahen, ungeschminkten Kritik am sowjetischen (Wirt-)schaftssystem als unerschrockener Autor, der unbequeme Wahrheiten zum Kern des Buchs macht. Ob ein größerer Einfluss von ehrlichen, offenen, undogmatischen Menschen wie ihm, das krachende Scheitern des sowjetischen Systems hätte verhindern können?

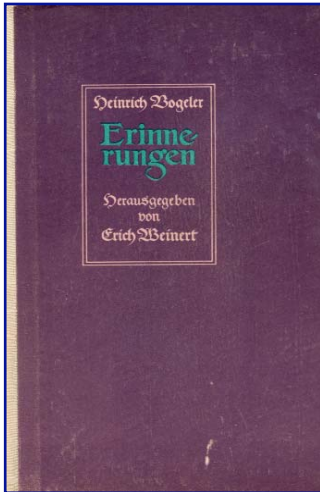
Hochinteressant!



Daniil Granin, im Alter von knapp 90 Jahren; Quelle: godliteratur.ru

Heinrich Vogeler (D, ca. 1922-1928)
Rütten&Löning, Berlin, DDR, 1952

Erinnerungen
Herausgegeben von Erich Weinert



Dies ist die erste Ausgabe der Erinnerungen des Künstlers, in der Bearbeitung von Erich Weinert. Es war Weinert, der aus einem völlig chaotischen Nachlass erst diese Erinnerungen lesbar extrahier- te. Ihm wird dabei zu heftige, interpretierende Überarbeitung vor- geworfen, so wird es spannend werden, auch noch die 1989 erschienene, überarbeiteten und um Lebenszeugnisse aus den Jahren 1923-1942 ergänzte Ausgabe (wiederum Rütten + Löning) zu lesen und zu rezensieren; (s. Rena Noltenius exzellenten Vogel- er Katalog, „Gelesen im Februar 2017“) - Vogeler ist ohnehin ein Thema, das mich nicht loslässt.

Der Beginn der Erinnerungen Vogelers aus der Kinderzeit brachte mir - der einst in Bremen gewohnt hat - ein besonderes Ver- gnügen. Aber auch aus erster Hand den Wandel eines künstleri- schen Querkopfes vom Spielzeug reicher bremischer Pfeffersäcke zum Idealisten für eine ausbeutungsfreie, friedliche Welt zu ver- folgen. Den Querkopf zeigt er schon auf der Kunstakademie, die ihm ein verständnisvoller Vater ermöglichte, wo er bereits Interesse für Kunstgewerbe zeigte, die eigentliche Schule aber waren Worpsswede, die Malerkollegen, die Motive der Moorlandschaft, die er mit Maler- augen beschreibt. Berührend seine erste Begegnung mit Martha, die Schwierigkeiten des Kontakts zwischen dem Städter und dem Landmäd- el, der Kauf des Brennmeisterhauses mit einer Erbschaft, der mit den selbstgepflanzten Birken zum Birkenhof=Barkenhoff wurde. Den Wunderhof, der musterhaft aus seinen architektonischen Fähigkeiten wuchs, Vogler, der den Spitznamen „Mining“ nach Fritz Reuter trug, die geradezu bildhaften Begegnungen mit den Menschen des Moores, tiefstes Plattdeutschland, für den geborenen Bremer (und den platt ver- stehenden Leser) wie selbstverständlich. Köstlich seine Schilderung des örtlichen Schützenfests.

Vogeler beschreibt die Entwicklung der verbundenen Malerkollegin Paula Modersohn-Becker. Wichtig für ihn die Begegnung mit den Millionärs-Bohemien-Gründern des Insel-Verlags, ebenso dem Kaffeehändler Roselius (Böttcherstraße Bremen); für Insel schuf er so sprachlos machende Illustrationskunst wie für die Kurzgeschichten Oskar Wildes; dito zu „Nils Lyhne“ von P.J. Jacobsen in Dänemark, die Bremer Guldenkammer, typische Jugendstil-Kunstwerke, Erfolg und Honorare rollen. Nur Vogeler fühlt sich damit auf Dauer nicht wohl, „*formale Fan- tasien ohne Inhalt*“, eine uferlose Romantik, ohne Bezug zur sozialen Wirklichkeit, sagt er. Und er schreibt über seine Schwierigkeiten mit anderen Menschen zu kommunizieren (warum kann ich keine Feste feiern?), zeigt immer mehr innere Unruhe, beginnende Distanz zu Martha bis hin zum Verlust, sein eigener Umzug ins „Bienenhaus“, er beginnt sein eigentliches Ich zu suchen. Das ist die Zeit, wo herrliche Grafiken und Zeichnungen entstehen und er sich der Architektur von sozial orientierten Auftraggebern zuwendet. Aber auch, wo er Broschüren schreibt, Marx+Engels liest. Aber er flieht nun aus seinen Problemen geradezu in den Krieg, „Druckposten“ verschaffen ihm die Möglichkeit zu Kunstwerken aus Galizien, Rumänien und

Bulgarien. Der Krieg und sein Elend, Armut und Korruption, die Begegnung mit der „bolschewistischen Propaganda“, lassen ihn nachdenken: *„Kann es eine Gemeinschaft der Menschen geben, in der die Ausbeutung des einen durch den anderen erlaubt ist?“* Ähnlich interessant seine Diskussionen mit dem Mäzen und Kaffeemillionär Roselius, dem er erklärt, warum Arbeiter sich vom Kapitalismus befreien müssen. Sein religiös-simpler Brief an den Kaiser 1917, gegen den Krieg gerichtet, bringt ihm Armeeeutlassung und 62 Tage Irrenhaus (!) ein; folgerichtig seine Beteiligung an der Bremer Räterepublik, die aus Mangel an Wissen und Führung, an zu vielen Bürgerlichen und rechten Sozialdemokraten in den Räten dem Eingreifen von Bundestruppen nicht standhalten kann, Vogeler wird verfolgt, muss fliehen. Auch wenn er äußerst wenig über die Zeit der Bremer Räte schreibt, bemerkenswert seine Dialoge mit seinem Richter, Gemeinbesitz statt Privatbesitz und *„der Krieg hat aus mir einen Kommunisten gemacht,.. das Volk hat nur Elend und Verluste durch Krieg,....die Arbeiter wissen, daß der Kapitalismus die Ursache des Krieges ist und immer sein wird..“*

Seine Kunst wird anders, Begegnung, kurze Beziehung mit der „roten Marie“ (nach Weinert Leiterin eines Munitionsarbeiterstreiks), woraus ein sprechendes Portrait erwuchs, die Beerdigung des Bremer Arbeiters Johannes Knief, Stationen auf dem Weg zur „Kommune Barkenhoff“, von den Herrschenden beargwöhnt mit Durchsuchungen und Verhaftungen durch Reichswehr und Stahlhelm. Den für sein späteres Leben so wichtigen Kontakt zu Russland vermittelt ihm zuerst Rilke, der dort Dostojewski und Tolstoi traf. Vogeler liest nun Gorki, der ihn berührt. Den Barkenhoff übergibt er der Roten Hilfe, als Heim für die Kinder von politisch verfolgten Arbeitern, auch ein Zeugnis über die Verhältnisse im Weimarer Staat. Aber auch ein Dank, wie er es ausdrückt, an die Bremer Arbeiter, die ihn den Kommunismus gelehrt hatten. Mit der zweiten Frau, Sonja Marchlewska, Tochter des polnischen KP-Gründers, reist er nach Moskau, sein Sohn Jan wird in der Kreml-Wohnung geboren. Später Reisen in Sowjetrepubliken, lernen über deren Aufbausituation, die „Kulakenfrage“, die von Majakowski inspirierten Heime für die Bisprisorniki (als Kriegsfolge heimatlose Waisen Kinder). Dann Wohnen in Berlin-Neukölln, Reisen nach Ascona, Beginn der Projektionsmalerei mit großflächigen Wandbildern, zur Arbeiterbewegung, dem „weißen Terror“ im Bürgerkrieg in der Sowjetunion, anmutige Reiseberichte aus Karelien und asiatischen Sowjetrepubliken (vgl. „Gelesen im Januar 2017), Irrtümer zu „Kunst+Stalin“ - Vogeler rastlos auf der Suche nach der wahren Heimat. Spätestens ab der Zeit mit der roten Marie werden seine Notizen lücken- und sprunghaft, praktisch gehen sie nur bis 1928, auf seine eigenen Werke gibt es kaum Bezug. Dafür glänzt das Buch mit etlichen interessanten Reproduktionen, anderes wird ja erst 50 Jahre später veröffentlicht. Ein Buch, ein Zeugnis eines Malers, eines antikapitalistischen Menschen, voller Spannung und Lebenswichtigkeiten, das ich nahezu atemlos in nur 2 Tagen verschlungen habe. Mag sein, dass Sprache und Ausdruck mitunter recht „Weinertsch“ anmuten, dem Lesevergnügen hats eher gut getan, der Rest ist für die Historiker. Schönes, spannendes bereicherndes Zeugnis eines interessanten deutschen Künstlers am Umbruch des 19./20. Jahrhunderts.

Beeindruckendes Zeugnis eines spannenden Künstlers



Swetlana Alexijewitsch (BY, 2013)

Hanser, Berlin, 2015

Secondhand-Zeit

Leben auf den Trümmern des Sozialismus



Kein einfaches aber ein wichtiges Buch der weißrussischen Literaturnobelpreisträgerin, die drei Dinge transportiert:

- Die unendliche Trauer vieler um den unersetzlichen Verlust des sowjetischen Lebens, das sind die enttäuschten „Sowki“, was aus 70 Jahren geblieben ist: Der „homo sovieticus“.
- Die mindestens so große Erleichterung besonders von Opfern von NKWD und stalinschem Terror über die Befreiung von der Sowjetmacht, ihre Abrechnung mit den vergangenen Verbrechen.
- Die eindrucksvollen Bilder der Befindlichkeit der Menschen einer einstigen Weltmacht, die einem historisch selten rasanten Wandel unterworfen wurden, was man hier verstehen lernt

Die Interviewten des Buchs geben ihre erlebte Geschichte mit all ihren Unterschieden - je nach eigenem Standpunkt - eindrucksvoll wieder: Vier Generationen (überlebt): Stalin / Chruschtschow / Breschnew / Gorbatschow - nur wo blieb dabei 1917/18 ?

Der Alexijewitsch gelingt es vortrefflich, Spuren einer Zivilisation festzuhalten, ihr Buch ist dabei auch ein Reflex auf etwas, was vorher nicht möglich war. Immer wieder stößt man auf wirklich bemerkenswerte Zitate aus ihren Gesprächen: „*Das Bewußtsein vom Unrecht des Geldes ist in der russischen Seele unausrottbar.*“ Oder: „*Keiner von uns lebte in der UdSSR, jeder lebte in seinem Kreis*“ (was ex-DDR'lern bekannt vorkommen dürfte). Ebenso wichtig: „*Aber unser ganzes Unglück ist doch, dass Henker und Opfer bei uns die gleichen Leute sind*“ - aus dem Volk sind, Nachbarn, Kollegen...

Die Schocks der Jelzin Zeit, die Intelligenz verarmte völlig, nur noch Geld zählte, Reichtumsprotz statt Bildung, die Freundschaft(en) war(en) das erste Opfer. Teils unfassbares Leben in dieser Zeit, die Wohnung von der Mafia geraubt, Leben im Heim, obdachlos - damals kein Grund für Sanktionen....

Gorbatschow? Das waren „*Perestroika und Lebensmittelmarken !*“ Er galt als schwacher Präsident, Russland brauche aber einen „Zaren“. - Sagt der eine: Wir leben heute ohne Ideen, kontert der andere „*Die Sowjetunion (SU), ein großes Land- ohne Klopapier !*“ Und der eine wieder: Wir haben eine Herrschaft der Diebe bekommen.“ Und: Unser sowjetisches Leben war der Versuch einer alternativen Zivilisation; der andere: Die Partei war eine bürokratische Maschine, nach Stalins Tod haben die Leute angefangen zu lächeln. Dagegen (heute): Gutes Fressen hat gesiegt und Mercedes Benz - mehr braucht der Mensch nicht. Dann erschütternde Berichte von Opfern und Angehörigen von Opfern von NKWD Terror und Verfolgung - bis zum Tod, der Mann, der unter der Folter den Verstand verliert, von Verbannten, deren Kinder im Heim aufwuchsen und dennoch „Sowoks“ wurden. Dagegen wieder das völlige Unverständnis gegenüber dem Umschwung zum absoluten Konsumismus.

Die absolute Bitterkeit von Kriegsveteranen, die sehen, wie die Gauner ihr Erbe verprassen; denen die Autorin vorhält, sie hätten für eine Utopie gelebt: „*Der Kommunismus ist wie das Alkoholverbot: Eine gute Idee, aber sie funktioniert nicht.*“

Mehrfach stellt die Alexijewitsch jedoch fest, dass die Erfahrungen einer jungen Generation ein neues Bedürfnis nach der Sowjetunion aufkommen lassen, daher der Begriff 2nd-hand Zeit. - Man merkt, wie die ungeheuren Veränderungen viele Menschen überfordern, „*dieses Land ist mir fremd*“. Es gibt keine Werte mehr, außer dem Geldsack, Ingenieure, Lehrer, Akademiker, alle werden zu Krämern, die Museen sind heute leer, die Kirchen voll. Der 59-jährige, Ex-Major vermisst das Gefühl der SU, zu einem großen Land zu gehören. Der Verlust der nationalen Identität, die Größe des Vaterlandes, der Stolz darauf, das alles fehlt - aber dazu gibt es heute Putin! Umgekehrt: Viele junge Leute wollen von der Vergangenheit nichts wissen und fragen schlicht: Warum seid Ihr 1993 nicht reich geworden? Die Tochter des Kommunisten, Werbemanagerin, begeistert für Konsum und reiche Männer. Dagegen die unendliche Trauer einer armen Rentnerin um ihre Tochter, die der Armut wegen zur Miliz musste (in der sehr viele traumatisierte Soldaten sind) und in Tschetschenien umkam.

Und so notiert der Rezensent an einer Stelle: Diese Sammlung aus den tiefsten Kellern der Verbrechen der Sowjetzeit, subjektiv gefärbt und weitgehend ungefiltert, ist schwer zu ertragen.

Aber immer wieder sind die Menschen tief mit ihrer Literatur verwoben, gibt es Zitate von Dostojewski, Tschechow, Tolstoi.

Dann die Verwunderung über die nationalen Kriege der SU-Nachfolgestaaten: Bis '88 lebten alle friedlich zusammen, Georgier, Russen, Armenier, Aserbeidschaner. Das Leiden der „Schwarzfüße“ genannten Bewohner der Kaukasus- und asiatischen Republiken: Halb dort und halb in Rußland. Die Tadschiken+Usbeken, die dortigen „Gastarbeiter, arbeiten in Moskau, bauen die Wohnungen der Reichen und leben selber in Kellern.

Das Buch schafft durch die Wiedergabe sehr privater Erinnerungen eine selten dicht erlebte Geschichte der Menschen der SU. Man lernt hier sehr viel über Rußland, was in einer Zeit der extremen „Anti-Putin-Hetze“ äußerst hilfreich ist. Und sei es das russische Sprichwort: „*Der Tod ist eine Alte mit Sense*“, das russische Wort für Tod ist weiblich!

Die Autorin hat eine seltene Art ihre Gesprächspartner zum Reden zu bringen und so eindrucksvolle Geschichte aus privatem Blickwinkel zu erzählen. Viel Spannung entsteht aus den häufig völlig konträren Aussagen. Das hat aber seine Grenzen, da es nirgends in einen historischen Rahmen eingebettet ist, nirgends Analyse versucht und die Aspekte der Auswahl der Interviews erläutert werden, hier scheint ein gutes Stück Subjektivität zu walten. Die wirtschaftlichen und politischen Nutznießer des Umbruchs bleiben nahezu völlig aussen vor, letztlich ein verblüffend unpolitisches Buch. Für Nicht-Sowjetbürger wären dringend einige geschichtliche Rahmendaten zum Verständnis erforderlich gewesen. Und für Nicht-Historiker der Hinweis, dass nur mündliche Zeugnisse von Privatpersonen begrenzt als Quelle dienen - eher als Stimmungsbilder.

Letzteres ist der Autorin großartig, ja einzigartig gelungen mit einem Werk, das zwischen Sach-, Geschichtsbuch und Novellensammlung changiert.

Sehr empfehlenswert



Swetlana Alexijewitsch
Bild: Br.de

Jürgen Manthey (D, 1963)

Rowohlt, 1963



Hans Fallada

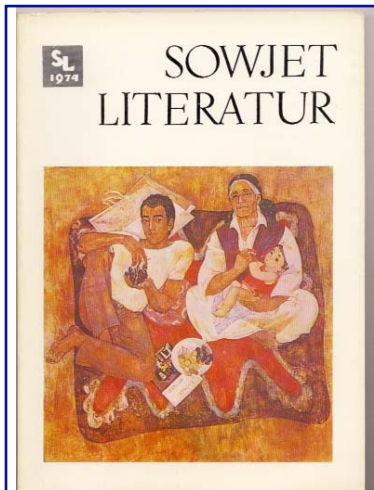
Aus dem Bücherschrank meiner Frau

Unter den Büchern meiner Frau befand sich (noch aus ihrem Germanistikstudium) eine mittlerweile recht zerlesene Fallada Biografie. Auf die stieß ich kurz nach Genuss der "Geschichten aus der Murkelei", was das Interesse besonders geweckt hatte. Umso frappierender die Eindrücke: Ein isoliert aufgewachsener Mensch, Sohn eines sehr hohen Richters (in keinem von Falladas Romanen gibt es ein normales Vater-Kind-Verhältnis), z.T. schreckliche Schulzeit, sexuell nie aufgeklärt und damit an Triebunterdrückung leidend. Wesentliche Eindrücke aus Aufhalten auf dem Land, landwirtschaftliche Ausbildung. Ein verabredeter Doppelsebstmord, den er aber überlebt, 2 Jahre Heilanstalt, eine ausschweifende Frauenbeziehung, Alkohol, erste Entziehungskur 1917 - mit 24 Jahren. Als nächstes Arbeit auf Gütern, Unterschlagungen, Morphium, Alkohol, 2,5 Jahre Gefängnis - auf der sozialen Leiter ganz unten. Die Heirat mit dem Arbeitermädchen Suse gibt ihm endlich halt, er rutscht in die Zeitung hinein und ein Bauernaufstand bei Neumünster führt zu seinem Buch "Bauern, Bonzen, Bomben", sein literarischer Durchbruch. Als Falladas geistige Väter bezeichnet Manthey den Wilhelm Raabe und Jean Paul. - Da folgt nun eine Zeit, wo Fallada sein Rauschempfinden im Schreiben statt in Drogen sublimiert. Und wo er im bissigen Kleinstadtportrait des „Bauern-Buchs“ eine mehrfache Verkörperung des Autors integriert: als Redakteur, als Anzeigenwerber und als - (moralisches) „Schwein“. Was ihm eine hochinteressante Einschätzung von Kurt Tucholsky einbringt, der bemängelt, dass das Buch nicht den Typus des Kleinstadtmiefs auf den Punkt bringt, aber resümiert: „Dieses Werk habe ich in zwei Nächten gefressen, weil es uns politisch angeht, nur deswegen. Beinahe nur deswegen.“ Fallada wird nun von Rowohlt gesponsort, dessen Verlagsschließung (unter den Nazis) sich später als Katastrophe erweisen wird. Es folgt „Kleiner Mann was nun“, der Angestellten-Roman über die widerliche Ausbeutung von Verkäufern. Ein teils politisches Buch, denn Fallada lässt den entlassenen Verkäufer KPD wählen, er findet aber letztlich sein Glück im Privaten. Der „Kleine Mann“ wird ein Welterfolg, Geld fließt, mit dem er nicht umgehen kann und der Alkohol kommt wieder. Es folgen „Wer einmal aus dem Blechnapf frisst“ - der vielleicht beste Gefängnisroman mit autobiografischen Momenten, sein kritischer „Wolf unter Wölfen“, der aber keinen Wandel fordert. Die Sozialromane „Der eiserne Gustav“, außer der „Murkelei“ viele andere Märchen, rauschhaftes Schreiben, aber auch Trinken, Depressionen, Zusammenbrüche, Sanatorien. Es folgt viel banaler Lesestoff, Arbeit für den RAD der Nazis, die unheilvolle Begegnung mit der haltlos süchtigen Ursula Losch, Scheidung von seiner Frau Suse, Zwischenfälle, die in die Heilanstalt führen, der grandiose „Trinker“ entsteht, so genial vom Alkoholiker Juhnke verkörpert. In der DDR gefördert, erliegt er nach schwerem körperlichen Verfall in einer Klinik schon 1947 seinen Süchten. Mit Zeittafel, Bibliografie, Kritikermeinungen beschließt ein informatives, aber wenig literarisches Buch zu einem der interessantesten deutschen Schriftsteller - Hans Fallada.

Lesenswert

Daniil Granin (SU, 1974)
Sowjetliteratur, 26. Jahr, 1974, Nr. 3

Regen in einer fremden Stadt
Antiquarisch



Dem jüngeren Leser muss man vielleicht erklären, dass die Monatszeitschrift „Sowjetliteratur“, die es von 1946-1991 auch in einer deutschen Ausgabe gab, als Zeitschrift des sowjetischen Schriftstellerverbands, eine wichtige Aufgabe im damaligen Literaturleben hatte.

Immer wieder wurden zuerst dort wichtige, kritische und bahnbrechende Stücke veröffentlicht. Und zwar in Millionenauflagen (6-7 Mio), was ein wesentlich größeres Publikum erreichte, denn in einer Mangelgesellschaft wurden (im Gegensatz zur Wegwerfgesellschaft) diese Hefte von Leser zu Leser weitergegeben. So geschehen mit Granins erstem großen Roman „Bahnbrecher“, zuerst erschienen in der „Sowjetliteratur 7/8/9 aus 1955).

In dem Konvolut Granin, das ich mir kurz nach seinem Tod im letzten Jahr bestellte, fand ich in Heft 3 der Sowjet-

literatur aus 1974 die hier rezensierte bemerkenswerte Erzählung. Zu der eine kluge Einleitung von Alexej Pawlowski auf die Vielfältigkeit Granins hinweist, Reisebilder (ua. „Vier Wochen mit den Beinen nach oben“ von einer Reise nach Australien), Dorferzählungen, Kriegsbilder; der ausgebildete Ingenieur verteidigte seine Heimatstadt Leningrad als Panzerkommandant gegen die deutschen Invasoren.

Hier nun geht es um das Beziehungs-Abenteuer, das ein verheirateter sowjetischer Ingenieur auf einer Dienstreise eingeht. Mit diesen Reisen (und der erotischen Abwechslung) verbunden ist sein beruflicher Durchbruch. Das ist aber eine Situation, mit der weder er, noch die emanzipierte Frau, mit der er angebändelt hat, umgehen können; sie bräuchte eine echte Partnerschaft. In ihrem Elend, nicht wirklich miteinander kommunizieren zu können, beschimpfen beide einander am Ende.

Granin regt (nicht nur) mit dieser Erzählung wesentlich zum Nachdenken an, er hinterlässt keine fest gefertigten Positionen. Das bringt einen anderen Lesegenuss als sonst und einen Blick in eine vergangene Welt, auf besondere Art nicht unähnlich der 2nd-Hand Zeit der Alexijewitsch. Und Granin behandelt eine auch heute weitgehend aktuelle Problematik und kommt zu einem interessanten Schluss:

Trotz des Bruchs zwischen den beiden Protagonisten am Ende hat die (vorübergehende) Beziehung am Ende beiden weitergeholfen - sehr schön!

Sehr lesenwert